

„Wie ein volles Gefäß, das nun geleert wurde“

Die Corona-Krise verändert die Stadt, wie es schon lange nicht geschah. Welche Auswirkungen hat das auf unsere Sinneswahrnehmung? Und was können wir daraus lernen? Ein Gespräch mit dem Wiener Stadtforscher Peter Payer.

INTERVIEW: Wojciech Czaja

STANDARD: Sie sind Stadthistoriker und haben sich der Stadt Wien schon aus vielen unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Erleben wir gerade einen historischen Moment?

Payer: Ich empfinde es absolut so, denn für die Generationen, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und aufgewachsen sind, gibt es keinen vergleichbaren gesellschaftlichen Einschnitt. Und je länger die Krisensituation dauert, desto mehr und deutlicher werden wir der historischen Dimension gewahr.

STANDARD: Inwiefern verändert sich die Stadt dieser Tage?

Payer: Stadthistorisch betrachtet ist die Situation mit Kriegszeiten vergleichbar. Denn wir wissen, dass sich die Hierarchie der Sinne im Krieg komplett verändert. Robert Musil hat über den Ersten Weltkrieg geschrieben, dass sich der Hörsinn verschärft, während der Sehsinn in den Hintergrund tritt. Man hört und interpretiert das Pfeifen der Geschoße, das Rollen des Einschlags. Im Zweiten Weltkrieg wiederum wurde das Hören der Menschen auf ein Maximum hochgefahren, weil es in den Städten Verdunkelungsvorschriften gab und man im Luftschutzkeller ausschließlich auf seine Ohren angewiesen war. Der Krieg wälzt unsere Sinneswahrnehmung um. Und die Corona-Krise ebenso.

STANDARD: Welche Sinne sind heute gefordert?

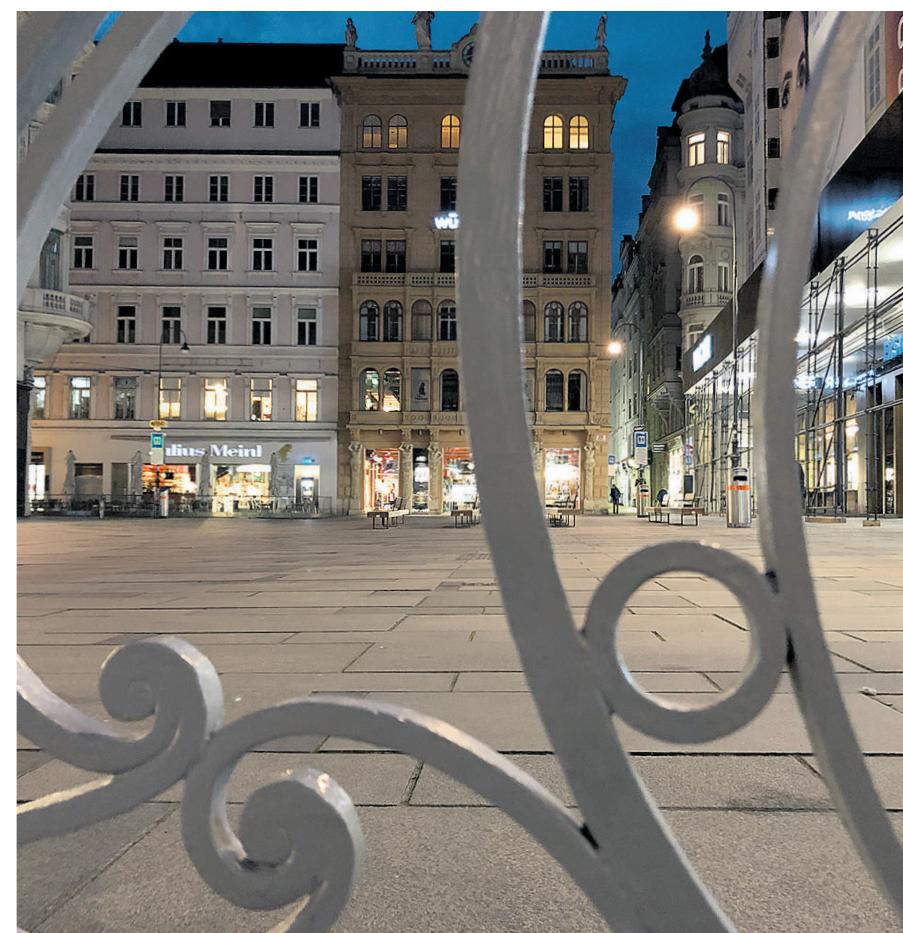
Payer: Das Besondere in der jetzigen Situation ist: Der Feind ist nicht zu sehen, nicht zu hören, nicht zu riechen, nicht zu fühlen, nicht zu schmecken. Das Einzige, was wir tun können, ist Distanz halten. Der Sehsinn und der Tastsinn sind nun besonders gefordert. Wir schätzen Entfernung ab, vermeiden das Angreifen von Türschnallen und Haltegriffen. Das ist etwas völlig Neues und absolut Unurbanes.

STANDARD: Welche Auswirkungen hat das auf das uns bekannte Wien?

Payer: Mir kommt die Stadt vor wie ein Gefäß, das geleert wurde. Wie ein ziemlich volles Gefäß, das nun fast gänzlich leer ist. Jetzt ist nur noch die Hülle übrig, und durch den Mangel an Ablenkung – an Menschen, an Autoverkehr, an Kaufangeboten, an optischen, akustischen und olfaktorischen Reizen – konzentrieren wir uns plötzlich mehr auf unsere Sinne. Wir spüren den Untergrund, auf dem wir gehen, wir sehen die Schönheit der Gebäude und nicht nur jene der Schaufenster, wir erleben den öffentlichen Stadtraum in seiner vollen Bandbreite. In dieser puren Materialität werden wir die Stadt in absehbarer Zeit nie wieder wahrnehmen. Das ist eine einzigartige Laborsituation.

STANDARD: Was tut ein Stadthistoriker in diesem Labor?

Payer: Ich gehe spazieren, suche Orte auf, die ich in Fleisch und Blut als belebt abgespeichert habe, um sie neu zu erleben, gehe



Die Stadt in ihrer puren Materialität: Wiener Graben, kurz vor 19 Uhr.

STANDARD: Ist Wien in seinem historischen, europäischen Wachstum für eine Krise wie diese besser gewappnet als beispielsweise eine amerikanische Metropole oder eine vergleichsweise junge Stadt vom Reißbrett?

Payer: Polemisch würde ich sagen: Autozentrierte Rasterstädte wie Brasília oder Los Angeles, in denen man allein im Auto sitzt, sind die derzeit ungefährlichsten Lebensorte. Aber das ist zu kurz gegriffen. Die Wahrheit ist: Historisch gewachsene Städte, die in der Bevölkerung für ihre hohe Lebensqualität beliebt sind, die eine gute technische und soziale Infrastruktur mit Greiflern, Bäckereien, Ärzten, Apotheken, Spitäler und Supermärkten in Gehdistanz bieten und in denen sich die Menschen gerne aufhalten und sicher fühlen, sind auch in Ausnahmesituationen wie jetzt weitaus resilenter und widerstandsfähiger.

STANDARD: Werden wir unseren städtischen Raum nach Corona anders schätzen und erleben als vor Corona?

Payer: Nach nur zwei Wochen halte ich mich damit zurück, eine Prognose zu erstellen. Aber eine Auswirkung – in welche Richtung auch immer – wird es auf jeden Fall geben. Ich hoffe nicht, dass die Bewusstseinsbildung verblasst und wir bald wieder in unsere alten Muster zurückfallen. Wenn wir klug sind, dann werden wir die Erkenntnisse aus der Corona-Krise in die Architektur, Stadtplanung und Stadtentwicklung einfließen lassen – aber auch in die Art und Weise, wie wir die Stadt solidarisch nutzen und mitgestalten.

STANDARD: Von welchen konkreten Erkenntnissen sprechen wir da?

Payer: Erkenntnisse in Bezug auf Logik und Struktur einer Stadt, auf Urbanistik und Infrastruktur, auf Stärkung, Ermächtigung und Selbstidentifikation mit dem Raum. Es wird Monate dauern, bis die Stadt und die Gesellschaft dieses Erlebnis verarbeitet haben werden. Doch das Gute ist: Es gibt viel Erfahrung aus der Geschichte, auf die wir zurückgreifen können, denn die Stadt war immer schon ein Ort der Krisen und der Krisenbewältigung.

STANDARD: Gibt es einen persönlichen Wunsch?

Payer: Durchaus.

STANDARD: Und zwar?

Payer: Ich wünsche mir, dass in die aktuelle Diskussion öfter Historiker eingebunden werden. Historiker sind in der Lage, den Blick in die Vergangenheit zu richten und zu analysieren, welche Methoden der Krisenbewältigung sich im Lauf der Geschichte bewährt haben – und welche nicht. Ich glaube, wir könnten hier einen wertvollen Beitrag leisten.

Peter Payer (58) ist Historiker und Stadtforscher. Er führt ein Büro für Stadtgeschichte und ist Kurator im Technischen Museum Wien. Zahlreiche Publikationen, u. a. „Wien. Die Stadt und die Sinne“ (Löcker, 2016) und „Der Klang der Großstadt. Eine Geschichte des Hörens“ (Böhlau, 2018).



Stadtforscher und -historiker Peter Payer.

Foto: Peter Payer